

Anmeldungen werden zu jeder Zeit entgegengenommen.

das Gespenst von einem Gespenst in diesem gespenstlichen alten Gemäuer hänge — das war der Großvater von seiner jetzt lebenden Vordachin. Aber so viel ich gehört habe, gibt es hier kein Gespenst.“

„Die Thorburns sind also immer stille, tugendhafte Leute gewesen?“ fragte Käthe.

„Nun, nein! Genug von ihnen sind gottlos gewesen, und genug von ihnen haben ein so schreckliches Ende gehabt, daß sie die ganze Gegend mit Gespenstern füllen könnten. Da fällt mir zum Beispiel eben Ralph Thorburn ein. Er rüstete ein Schiff aus und kämpfte gegen die Spanier, und die Königin machte ihm zum Ritter. Dann erbat er von Ihrer Majestät die Gnade, sie möchte ihm die Erbin von Genset vom Warrenhof zur Frau geben, die, wie allgemein bekannt war, einen jungen Mann von den Vohuns liebte, aber die Königin gab sie dem Ralph zur Frau, denn es war die Sitte jener Zeit, daß eine Erbin der Krone gehörte. Und drei Tage nach der Hochzeit wurde ihre Leiche in dem Teiche gefunden.“

„Guter Himmel!“ rief Käthe aus. „Hatte sie sich selbst ertränkt?“

„Natürlich hatte sie das getan, Madame! Aber es wurde viel Schlimmes darüber geredet, und schließlich gab Ralph den Warrenhof und die dazu gehörigen Vahrenen den gescheiterten Erben zurück. Er ging wieder zur See und fiel in einem Treffen.“

„Ein großer Roman in einem halben Tagend-Zeichen! Sie sind eine ausgezeichnete Geschichtenerzählerin, Frau Godfey. Bitte, lassen Sie uns noch einige mehr hören.“

„Es war vor Ralphs Zeit, denke ich, daß der Erbe — ich erinnere mich nicht seines Namens, auf der Terrasse mit Jim Godfey spielte, der einer von uns war, aber nicht mein Vorfahr in direkter Linie. Sie fielen beide in die Tiefe. Obgleich Thorburn stand in der Nähe, sich mit Sir James Vohun unterhaltend. Er sprang in den Abgrund nach, packte den jungen Godfey und brachte ihn bis zu den Stufen, ohne daran zu denken, daß die Kinder, weil Wilschbrüder, gleich gescheitert waren. Als Thorburn seinen Irrtum bemerkte, schleppte er ihn in das Wasser zurück, so weit, als er ihn nur werfen konnte! Sir James Vohun rettete dann noch das Kind, aber der Erbe war ertrunken.“

„Ganz entschieden ziehe ich meine Ansicht zurück, daß die Thorburns immer stille und tugendhafte Leute waren. Bitte, fahren Sie fort!“

„Haben Sie keine hübscheren Sagen?“ fragte Hilda. „Nein, eben könnte ich mich keiner erinnern, Fräulein, weshalb nicht vom Teichdamm. Oh, man erzählt noch davon, wie eine junge Dame auf der Terrassenbrüstung saß — ich weiß nicht, wie sie hieß, oder wann es geschah. Der Wind rief ihr die Haarflechte vom Kopfe und ließ dieselbe in den Teich fallen. Als Thorburn stand neben ihr. Er sprang in die Tiefe, und bei diesem Sprung oder nachher verrenkte er sich den Fuß. Er brachte die Leiche zurück, blieb aber sein ganzes Leben lang lahme. Ich vermute, die Doktoren konnten damals noch nicht so ordentlich kurieren.“

„Aber hoffentlich heiratete er doch die junge Dame?“

„Ich habe nie etwas davon gehört.“

„Dann“, rief Hilda aus, „bin ich seit davon überzeugt, daß es eine wahre Geschichte ist.“

„Was für ein seltsamer Name, Hilda. Es ist vermuthlich eine Abkürzung irgend eines anderen Namens?“

„Nein, Madame. Es hat mehrere Hias in der Familie gegeben. Der Großvater des jetzigen Herrn Thorburn hieß auch so.“

„Er lebte sehr ausweichend, nicht wahr?“ fragte Hilda. „Ich glaube, ich habe gehört, daß der Mann der Familie mit ihm begann.“

„Das ist wahr, Fräulein! Ach, du meine Zeit! Was das für ein wildes Treiben hier war, als ich zum ersten Male in dieses Haus kam, um meiner Mutter beistehen zu sein!“ In düsterem Nachdenken hielt sie inne.

„Herr Thorburns Großvater? Der muß doch schon sehr alt gewesen sein, als Sie sehr jung waren,“ sagte Käthe.

„Alt an Jahren, aber der Teufel erhielt ihn jung zu allen möglichen Unthaten! Sein Sohn, Fräulein Hilda, war ein Schwächling, und so auch sein Enkel — das war Kapitän Thorburn. Niemand mochte es, Hilda zu widersprechen. Und so begann es alles.“

„Was begann alles?“

„Nun das Teufelswerk, um es kurz zu sagen! Die jüngeren Enkel, Ralph und David, hatten den alten, mutigen Sinn der Thorburns. Auf ihren letzten Bräutigam blieben sie etwas verächtlich herunter,

und als ihnen das Geld knapp wurde, gruben sie nach dem Schatz und brachten dadurch das halbe Haus zum Einsturz.“

„Weshalb hinderten Sie sie denn nicht, Frau Godfey?“

„Ich war damals eine verheiratete Frau, Fräulein, obgleich ich meinen Namen nicht hatte zu ändern brauchen, weil ich meinen Vater heiratete. Und wir lebten weit von dieser Gegend in Leicestershire. Als mein Mann starb, kam ich zurück, und Kapitän Thorburn gab mir die Hütte. Oh, davon hätte ich mir damals nichts träumen lassen, daß ich wieder Haushälterin von Thorburns sein würde.“

„Sie gehören zu dem alten Hause wie sein Esel. Alle diese Sagen und Erinnerungen werden verloren sein, wenn Sie hinüber gehen. Dieselben sollten niedergeschrieben werden, Frau Godfey, und ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen. Wir müssen uns jetzt von Ihnen verabschieden,“ sagte Hilda hinzu, „und danken Ihnen recht sehr für Ihre hübschen Erzählungen. Zugleich habe ich Sie aber noch nach einer anderen Art von Erinnerungen zu fragen. Wir waren alle von dem beim Frühstück auf der Tafel befindlichen, altertümlichen Gerichten entzückt, und Herr Thorburn sagte, daß dieselben Ihr Werk wären. Würden Sie mir vielleicht Rezepte davon geben?“

„Gewiß, Fräulein, mit großem Vergnügen. Sie sind von meiner Mutter und ihrer Mutter und weiter so zurück aus alter Zeit vor aller Erinnerung. Ich kann sie nicht so machen, wie sie gemacht werden sollten, und außerdem habe ich noch nicht alle dazu gehörigen Kräuter und Zutaten mir verschafft. Aber die Rezepte sehen Ihnen zu Dienst. Und, Fräulein, es ist Ihnen nicht wieder, daß Sie es tun sollen, aber wenn ich eine Gelegenheit dazu bietet, oder Sie in Ihrer Güte die richtigen Formeln mitteilen außer Acht lassen wollen, so bitten Sie Euren, den Schatz in Ruhe zu lassen. Ich bitte Sie, tun Sie es!“

„Aber weshalb wollen Sie selbst ihn nicht darum bitten?“

„Ach, er ist ein Thorburn, jeder soll! Denken Sie etwa, er würde auf mich hören. Zuerst würde er lachen und einen Scherz machen — wenn ich bedächtig bliebe, würde er mich stehen lassen und fortgehen — und schließlich bestände ich einen bösen Willen und ein schärfes Wort. Aber auf Sie würde er hören.“

Jetzt eröfnete Hilda, und sie ging mit Käthe, ohne ein Versprechen zu geben.

„Sie fanden Euren und Wendel allein.“

Der erstere sagte: „Herr Godfey konnte nicht auf Sie warten, und so betraute er mich mit der angenehmen Pflicht, Sie zu geleiten.“ Etwas überrascht setzte Hilda ihren Fuß auf.

Fortsetzung folgt.

Raidah.

Es war für Henry Wundham ein peinliches Erwachen aus seinen Träumereien, dieses plötzliche Erscheinen von Armut und Völkern auf der Straße. Warum denn so grenzenloses Glend auf der einen und raffinierte Neugier auf der anderen Seite, herrschte, war das Problem, mit dem er sich viel und oft beschäftigte. Auch jetzt konnte er nicht umhin, darüber nachzudenken, kam er doch gerade aus einem Hause, wo nichts fehlte, das zum Behagen und zur Verschönerung des Lebens beitragen konnte; kaum hatte er diese Schwelle überschritten und es blühte ihm auch schon das reiche Glend entgegen. Gleichgültig dies alles hinzunehmen, wie so viele Reiche und Gebildeten es tun, die sich keinen Deut um fremdes Glend kümmern und bloß um das eigene Wohl besorgt sind, das war Henry Wundham nicht möglich.

Ein Kind mit einem Gesichtchen, aus dem der Hunger sprach hatte diesen Morgen bittend seine Hände nach ihm ausgestreckt, war aber, ehe er dem armen Würmchen etwas geben konnte, von einem Polizeimann verschleppt worden. Dies Bild trat plötzlich wieder vor sein geistiges Auge. Arzte dieses arme Kind vielleicht auch noch auf den Straßen obdachlos herum?

Von seinen Freunden wurde Henry Wundham oft ausgelacht, weil er sich fremdes Unglück so sehr zu Herzen nahm. Es hatte für ihn Zeiten gegeben, wo ihm die Trübsal der unteren Klassen und das daraus entwachsende große Familienelend so zu Herzen ging, daß er den Grundsatz hatte, etwas dagegen zu tun. Er schloß sich einer Eintrachtsgesellschaft an, deren Mitglieder dem Genuß geistiger Getränke vollständig entzogen waren, um durch ihr Beispiel auf die Massen zu wirken. Nach einer Reihe von Jahren erlitt, als ihm sein Arzt nach einem längeren Unwohlsein

anriet, er solle dem stärksten Wein nicht länger entsagen, schied er aus dem Vereine.

Es war dies aber immerhin ein Beweis, daß Wundham zu jenen Naturen gehörte, die fähig sind, für eine Idee oder zum Besten der Menschheit sich ein Opfer aufzulegen, selbst auf die Gefahr hin, nichts anderes dadurch zu erreichen, als das Kopfschütteln, ja das höhnische Lächeln seiner Freunde und Bekannten. Er selbst war weit davon entfernt dem Opfer, das er sich freiwillig auferlegt hatte, irgendwelche Wichtigkeit beizulegen. Warum sollte er alles haben und leiden müssen, ja in Elend, Armut und Völkern untergehen: ein Problem, dessen Verfolgung in ein Labirinth führt, aus dem kein Ausgang zu finden ist!

Wundham hatte einst das Studium der Theologie erwählt. Seine Mutter, eine fromme schlichte Frau, hatte ihn streng christlich erzogen und getrauert, ihm seinen kindlichen Glauben beizubringen, welcher allein den Menschen glücklich macht. Seine nachfolgende Umgebung, die Tradition seiner Familie, welche viele Mitglieder des geistlichen Standes zählte, hatten viel dazu beigetragen, daß Wundham tief religiös war. Auch als er das Kindesalter schon längst hinter sich hatte, vermochte ihn die skeptischen Hypothesen seiner Altersgenossen nicht anzufechten, und so entwiderte er sich allmählich zu einem seiner edlen Charaktere, wie sie die christliche Religion nur hervorbringen vermag.

Als er als Student die Universität Oxford besuchte, konnte er allerdings den vielen summenverwirrenden religiösen Ansichten seiner Umgebung sein Ohr nicht verschließen. Er nahm sie in sich auf und suchte sich, bis er zu einer eigenen selbständigen Ansicht kam, wie ein schwankendes Boot, das vom Winde der Meinungen hin und her bewegt wird. In jener Zeit wurde es ihm mehr und mehr klar, daß er sich im Inneren seines Herzens nicht mehr für den geistlichen Stand berufen fühlte. Gerade weil er ein tief religiöses Gemüt hatte, empfand er eine große Abneigung, sich mit andern Geistesmenschen in religiöse Diskussionen einzulassen, und dies wäre ja gerade im geistlichen Stande mehr oder weniger seine Aufgabe gewesen. Er wollte seinen Glauben in sich verschließen halten, nicht weil er fürchtete, selbst zum Zweifler zu werden, sondern aus Pietät. Auch fühlte er, daß es ihm nicht gegeben war, andere zu überzeugen. Als er die Universität verließ, zog er es vor, ohne Amt zu bleiben. Auch machte seine angegriffene Gesundheit einen längeren Aufenthalt im Süden nötig. Er verlebte einen Winter in Rom und Florenz. Wichtige war der Eindruck, den die Kunstwelt Italiens auf ihn ausübte, und er gab sich dem Studium derselben mit ganzer Seele hin. Aus den Monaten, die er in Italien zubringen gedachte, wurden Jahre.

Nur nach den dringenden Bitten seiner Eltern kehrte er drei Jahre später wieder nach England zurück, aber nicht mehr planlos. Ein reiches Geld hatte sich vor ihm erschlossen — das Studium der Kunst. Die alten Meister, die ihn in Italien entzückt hatten, fand er in den Palästen und Gallerien seiner Heimat wieder. Durch seine Gewissenhaftigkeit, seinen Fleiß kam er im Laufe der Zeit über den Atlantik hinaus hinaus, so daß er sogar die Kunstgeschichte als eine exakte Wissenschaft betreiben konnte. Seine Eltern bemerkten zwar anfangs mit Rückschütteln, daß ihr Sohn sich einen neuen Beruf gewählt und eine andere Bahn eingeschlagen habe, als die, für welche sie ihn bestimmt hatten. Als sie jedoch sahen, wie befriedigt er war, schwiegen sie. Seine Mutter war besonders glücklich zu sehen, daß ihm sein Glaube, sein religiöses Empfinden nicht verloren gegangen war.

In Gedanken dahinschreitend, hatte er endlich spät nach Mitternacht seine Wohnung erreicht. Seine Eltern wohnten in Brighton, er selbst aber hatte sich in London eine kleine Etage gemietet, weil er nur in der Hauptstadt seinen Studien nachgehen konnte. Auch für ihn war London die Vorkammer der Welt, der Sammelplatz derer, die verdienstvoll oder berühmt sind, oder es werden wollen. In seinem Zimmer angekommen, trat er vor das geöffnete Fenster, um noch einmal in die schöne Nacht hinauszusehen. Es bewegte ihn etwas, daß ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Raidahs glänzende Erscheinung hatte einer tiefen Eindruck auf ihn gemacht, das Fremdartige an ihr zog ihn an.

3. Kapitel.

Als Wundham am nächsten Morgen in die Nationalgalerie ging, war er nicht wenig überrascht, daß dieselbe ausgetreten und zwar vor der heiligen Katharina von Raphael, die sie füllte. Sie bemerkte ihn nicht, so eilig war sie bei der Arbeit. Er betrachtete in ihrer Nähe längere Zeit einige Gemälde,

unschlüssig, ob er sich ihr nähern sollte oder nicht. Da plötzlich blühte Raidah von ihrer Staffelei auf und wurde seiner ansichtig. „Kritikieren Sie bitte“, sagte sie nach gegenseitiger Begrüßung, „und helfen Sie mir verbessern!“ Es war vielleicht die erste Kopie, für die Wundham sich interessierte. Er machte Raidah auf einige Farbentöne aufmerksam, die ihm in der Kopie zu scharf schienen.

„Nun, da der Zufall uns heute zusammengeführt hat, möchte ich Sie gerne, wenn es Ihnen recht ist, mit meinen Freunden unter den alten Meistern in dieser Gallerie bekannt machen,“ sagte Wundham und Raidah willigte gern ein. Zuerst führte er sie vor den „Traum des Ritters“ und saate begeistert: „Dies ist die erste Kopie des sich hier so herrlich entfaltenden Talentes Raphaels, hier war er noch ganz unter dem Einflusse seines ersten Lehrers, den er aber schon, wohl ohne es selbst zu wissen, übertrifft hatte.“ Sie gingen nun weiter von Perle zu Perle, alles Umher bei Seite lassend, nur das wahrhaftig Schöne und Gute betrachtend. Bald aber wurde ihr Zusammenkommen durch Lady Gly gestört, welche auch in der Gallerie war, und als sie Henry Wundham bemerkte, auf ihn zukam, um an ihn einige Fragen zu richten. In einem flüchtig erschienenen Blicke über die Nationalgalerie waren nämlich mehrere Bilder umetastert worden und wollte Lady Gly, die sich über diese Streiffragen vielleicht intensiver als über die Bilder selbst interessierte, nun auch Wundhams Meinung hören.

Wie sehr betroffen, als auch er die heilige Helena als Wert Paolo Veroneses nicht gelten lassen wollte, und hauptsächlich darum, weil sie von Jugend an gewohnt war, das Bild als echtes Paolo Veronese anzusehen. Raidah bemerkte beiläufig, daß ja freilich die echte Paolo Veronese in Venedig viel glänzender in den Farben seien.

(Fortsetzung folgt.)

Maß und Gewicht.

Der Reichsminister Graf v. Bülow hat dem Bundesrat die Entwurf zu einer neuen Maß- und Gewichtsordnung vorgelegt und dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Maß- und Gewichtswesen gelenkt, das sich, wie alle menschlichen Einrichtungen, aus kleinen Anfängen entwickelte. Das Maß- und Gewichtswesen ist eines der wesentlichsten Mittel zur Erleichterung des Verkehrs und zur Sicherung vor Betrügereien im Handel. Die bloße Schätzung der in den Verkehr kommenden Güter nach Länge, Breite, Gewicht usw. würde zu unrichtigen Irrungen und Täuschungen führen und eine feste Grundlage des Handels sein, und daher sind überall, wo sich der Handel mit Produkten und Waren entwickelt, ebenso wie das Geld, auch bestimmte Maße und Gewichte aus den natürlichen Verhältnissen und Bedürfnissen desselben schon frühzeitig hervorgegangen. Die ursprünglichen Maße der Völker sind häufig von menschlichen Gliedmaßen oder einfachen Naturgegenständen hergenommen, so der Fuß, die Elle, der Bran (Bierstößel), oder von gewissen Arbeitsleistungen, wie das Tageswerk, das Mannesmaß, der Morgen usw. Bei der Wandelbarkeit und Verschiedenheit dieser Größenverhältnisse ergab sich jedoch die Notwendigkeit, eine bestimmte Größe und ein bestimmtes Gewicht als Normalmaße festzusetzen. Da man nun hierbei in Ermangelung einer unveränderlichen Grundlage in der Natur genötigt war, mehr oder minder willkürlich zu verfahren, und infolge dessen das gerade regierende Königtum zu bestimmen, oder irgend ein vorhandenes Maß und Gewicht als allgemein gültig zu erklären, so mußte man darauf bedacht sein, die Sicherung der Normalmaße möglichst zu überwachen. Letzteres geschah im Altertum in der Weise, daß man die Maße und Gewichte aus Metall oder Stein verfertigte und diese dann in den Tempeln oder an anderen öffentlichen Orten aufbewahrte. Damit war indes kein ausreichendes Mittel zur Erhaltung der Normalmaße gefunden, da die Gefahr vorlag, daß entweder die Urmaße verloren gingen oder durch nachgeschliffene Maße im Laufe der Zeit durch weitere Vervielfältigung mehr oder minder von den Urmaßen abwichen. Mit Rücksicht hierauf bemühte man sich in der neueren Zeit, den Maßstab eine unveränderliche, in der Natur gegebene Grundlage zu schaffen, um auf diese im Normalmaß zurückgreifen zu können, und kam dabei auf zwei verschiedene Methoden. In Frankreich legte man die Länge eines Meridians der Erde zu Grunde und schuf als Längemaß den Meter, der zehnmillionte Teil des Quadranten des Meridians ist. Als Gewichtseinheit bestimmte man das Gramm, welches

das Gewicht von ein Hundertteil Kubikmeter destillierten Wassers darstellt. Auf diese Weise erhielt man eine an sich unveränderliche Grundlage, jedoch war man in England der Ansicht, daß die Methode nicht von besonders praktischem Werte sei, da eine Wiederholung der Messung eines Meridianbogens für den Fall des Verlustes des ersten danach abgetheilten Maßes ein sehr kostspieliges Unternehmen sein und bei der Verchiedenheit der Instrumente, Meßmittelmäßigkeiten, die man dabei auf ein anderes Verfahren. Hierbei kam man auf den Gedanken, die Länge eines Sekundenpendels in London zu ermitteln, und unterhielt, wie lang ein Pendel sein müsse, der unter einem gewissen Breiten- und Höhengrade in einem luftleeren Raume 60 Mal in der Minute schwinde. Als man dies festgestellt hatte, legte man zwar nicht die Länge dieses Pendels dem Längemaße zu Grunde, wohl aber das Verhältnis des vorhandenen Längemaßes zu der Länge des Sekundenpendels in der Hauptstadt und nannte so ein Normalmaß, das sich jederzeit mit leichter Mühe wieder herstellen läßt. Die Franzosen erkannten den praktischen Wert dieser zweiten Methode und bestimmten das Verhältnis des Maßes zu der Länge des Sekundenpendels, um im Notfall das Urmaß herstellen zu können, ohne zu einer wiederholten Messung des Meridians seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Nachdem man auf diese Weise in den Besitz eines auf fester Grundlage ruhenden Längemaßes gekommen, ließ sich darnach auch das Flächen- und Körpervmaß, namentlich das Volumen und Gewicht bilden. Das Letztere, indem man die Schwere einer nach dem Volumen bemessenen Quantität von destilliertem Wasser bei einer gewissen Temperatur als Gewichtseinheit feststellte. Sodann richtete man sein Augenmerk darauf, sich bei der Einteilung des Maß- und Gewichtswesens vor allem an die Bedürfnisse des Verkehrs zu halten und die kleineren und größeren Maße dementsprechend abzuhängen, zugleich aber alle Abteilungen in ein ineinander greifendes Zahlensystem zu bringen. Diese Aufgabe zu erfüllen, ließen sich besonders die Franzosen angelegen sein, und mit diesem Scharfsinn bauten sie das metrische Dezimalmaßsystem aus, dessen Grundzahl, wie die Bezeichnung schon sagt, 10 ist. Die Flächenmaße sind nach diesem System die Quadrate der Längemaße und als Einheit gilt das Ar = 100 Quadratmeter. Die Körpermaße sind die Kuben der Längemaße und das Kubikmeter heißt der Kubus (von dem französischen hier); die Einheit des Volumens ist das Liter = ein Tausendtel Kubikmeter, und die des Gewichtes das Gramm = 1 Kubikzentimeter Wasser von größter Dichtigkeit.

Das Dezimalmaßsystem wurde in Frankreich am 29. November 1800 und in Deutschland am 17. August 1808 eingeführt, jedoch blieb die Frage noch unentschieden, ob das Dezimal- oder das Duodezimalsystem mit der Grundlage 12 das zweckmäßigste sei, da das letztere den Vorzug hat, daß es größere Rechnungen sehr erleichtert, das letztere dagegen den Vorteil gewährt, daß sich die Zahl 12 ohne Bruch halbnur teilen läßt, als die Zahl 10. Jetzt hat man sich an das Dezimalmaß gewöhnt und empfindet es als eine Wohltat, daß die Einheitlichkeit der Maße und des Gewichtes an die Stelle der früheren Verschiedenheit derselben getreten ist. Die Ueberwachung, Prüfung und Stempelung der vorgefertigten Maßgeräte wird von besonderen Beamten, den Maßmeistern besorgt, und der Gebrauch ungeprüfter, fehlerhafter oder falscher Geräte ist mit Strafe bedroht. Für die Messung von Grundstücken usw. sind nur geprüfte und veredelte Feldmesser zugelassen, was zur Verhütung von Grenzstreitigkeiten usw. von größter Bedeutung ist. So hat sich das Maß- und Gewichtswesen entwickelt und ausgebildet, wie es dem Handel und Verkehr angepasst ist und die jetzt projektirte Neuordnung wird des weiteren den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragen.

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

28. Mai.

1750: B. Pitt, engl. Staatsmann, geb. (Pondon). 1770: Th. Moore, engl. Dichter, geb. (Dublin). 1805: V. Boccherini, Komponist, f. (Madrid). 1807: L. J. A. Gassiot, Naturforscher, geb. (Nanterre). 1810: A. Calame, Landschaftsmaler, geb. (Genève). 1840: O. Masani, Maler, geb. (Salzburg). 1890: B. Neßler, Komponist, f. (Straßburg).

1453: Eroberung Konstantinopels durch die Türken. 1500: Bartholomäus Diaz port. Seefahrer, f. 1541: G. v. Graf von Pappenheim, kaiserl. General, geb. (Pappenheim). 1809: J. von Müller, Geschichtsschreiber, f. (Kassel). 1814: Josephine, Kaiserin von Frankreich, f. (Malmaison). 1847: S. Willförder, Operntrompeter, geb. (Wien). 1862: Th. Budie, engl. Geschichtsschreiber, f. (Damastus). 1878: Lord Russell, engl. Staatsmann, f. (London).

29. Mai.

Seltene Volksbräuche in Tibet.

Die ersten Schritte, die die Engländer gegenwärtig bei ihrem Vordringen in Tibet zu setzen haben, vertheilen allen Nachrichten über das Land ein besonderes Interesse. So enthält auch in London soeben neu herausgegebene und vervollständigte Werk, „Journes to Khasa and Central Tibet“ von Sarat Chandra mander bemerkenswerten Schilderungen von Volksitten u. Gebräuchen in den noch wenig erforschten Gebieten Tibets. Sarat Chandra, der im Jahre 1849 in Bengalen geboren ist, wurde von der indischen Regierung mit der Erforschung Tibets betraut. Sein Hauptquartier schlug er zu diesem Zwecke in Lhasa auf. Die meisten Fremden, die Tibet besuchen, müssen unverrichteter Sache wieder abziehen, weil sich das Volk als sehr unangenehm und furchtbar erweist; Sarat Chandra aber verstand es als Hindu gut, diese ansehnlich undurchdringliche Mauer, hinter der die Tibeter sich den Fremden gegenüber verschlossen, zu überwinden. Einmal gelang ihm dies durch folgende Mystifikation. „Mein Vater und seine Frau“, so erzählt der Forscher, „boten mich um etwas Medizin, und ich bereitete ein Brausepulver, das der alte Mann mit vieler Mühe heruntergeschluckte. „O Herr“, rief er dann, „es kostete und schämte sogar, als es die Seele herunterließ; es muß eine Medizin von wunderbarer Kraft sein! Wie vorher in meinem Leben habe ich solches Getränk getrunken oder davon gehört!“ Und alle Zuschauer sagten erstaunt: „Dieser „amhi“ ist ein Wundertäter; seine Medizin wirkt in kaltem Wasser.“ So wurde mein Ruhm in Tibet weiter verbreitet.“ Zu den interessantesten Gebräuchen des Landes gehört die seltsame Art, wie der Tibeter zu seiner Frau kommt. „Wenn die Heirathceremonie vorüber ist, so führt die zum erhenmal aus den Händen ihres Erwerbers befreite Braut zu ihren Eltern zurück, die angeblich nicht wissen, was sich vorher ereignet hat. Nach zwei oder drei Tagen kommt ein „parnt“, Vermittler, um die Streitigkeiten mit den Eltern beizulegen. Er bringt in der Regel drei Dinge, eine Glaske Urat, ein geschlachtetes Schwein und eine Silbermünze als Geschenke für die Eltern der Braut. Wenn er ihnen die Sachen schenken will, müssen sie in Wut geraten und drohen, ihn zu schlagen, worauf er sie bittet, das nicht zu tun und dann versucht sie durch das Geschenk einer weiteren Kopie zu befriedigen. Dann fragen sie in ärgerlichem Ton: „Warum hast Du unsere Tochter geküßt?“ und ähnliche Fragen. Wenn ihr Horn — programmatisch — nachgelassen hat, bezahlt er den Preis für die Braut, der nach dem Wert des Brautgutes zwischen 10 bis 20 Rupien schwankt; aber in allen Fällen ist ein Schwein obligatorisch. Dann wird auch den Dorfältesten ein weiteres Geschenk gemacht. Einen großen Platz in dem religiösen Zeremoniell der Tibeter nimmt der Tanz ein. Der Verfasser wohnt einem „Gham“ oder großen Lama-Tanz bei und beschreibt die Zeremonie wie folgt: „Nach einiger Zeit begab sich der ganze Zug nach dem großen Kag-lashang von Tashilhunpo, der gegen 800 Meter lang und 150 Fuß breit ist. Rund um diesen Hof liegen vierstöckige Gebäude mit schönen, von Säulen getragenen Balkonen. Der Sitz des Dalai Lama liegt auf der Westseite; die langen Balkone im Osten und Süden waren von dem Adel von Lhasa im Norden von mongolischen Wägern und einer Anzahl von Kaufleuten aus Schigasse besetzt. Die oberen der vier Tausen hatten Sitze gerade über den Kag-lashang, die einige fünfzig auf der Zahl, unter der Leitung des Rukho Bon-blin Shopa einen kurzen Gottesdienst abhielten, bei dem ihre Om-de und der Dorja-Rupon mit Zimbeln und Tamburins in den Händen ihnen halfen. Dann erschien eine Hecke mit einer dunkelfarbigen Maske, der den Holslang Tharwa-tala darstellte, und die Zuschauer warfen ihm „Khatang“ zu, die seine beiden Frauen mit weißen Gesichtern aufnahmen. Als diese drei den Schauspiel verlassen hatten, erschienen die vier niedrigeren Haupttheatergebäude, die mit wilder und barbarischer Pracht gefeiert waren. Dann kamen die „Töhne der Götter“, einige schloß an der Zahl, mit schönen seidenen Gewändern, die von Goldfäden